

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 270.

Samstag, 19. November

1927.

(4. Fortsetzung.)

### Der verzauberte Wendelin.

(Nachdruck verboten.)

Ein fröhlicher Roman von Michael Mohr.

Ihr Spiel war ein Tanz höchster sportlicher Kultur.

Selbst die gleichmäßig und scheinbar teilnahmslos quackende Stimme des Insektenprofessors bekam einen von sportlicher Leidenschaft ergriffenen erregten Unterton. Seine schiedsrichterliche Würde, die hohe Auffassung des Amerikaners vom Sport verlieh seiner Richtertätigkeit aber unbestechliche Objektivität und Gerechtigkeit. Als er den ersten Satz zugunsten Wendelins ansagte und die Gegner die Plätze tauschten, blickten sie kurz einander in die Augen. Alles Chevalereske war aus Wendelins Antlitz verschwunden. Noch war er innerlich nicht ganz fortgerissen. Der erste Satz war, wußte er, auch nur Einleitung, sein Ergebnis für den weiteren Verlauf ohne entscheidende Bedeutung. Die Kasse läßt der Maus, bevor sie sie abwürgt, einige spielerische Freiheit und freut sich, wenn sie entwischt, um sie mit einem Frankenschlag wieder einzufangen.

Etwas Böses, etwas ausgesprochen Feindliches blühte aus den Augen der beiden Rivalen. Sie hatten ihre beiderseitige Stärke erkannt. Sie wußten, daß sie sich ganz ausgeben mußten, wollten sie nicht unterliegen.

Das ungewollte Gefühl des Hasses gab Wendelin seiner Leidenschaft für die Amerikanerin eine eigenartige, reizvolle Note. Haßte er als Sportmann die Rivalin? Oder haßte er in atavistischem Zwang als Mann das begehrte Weib?

Dieser Kampf war mehr als das Sichmessen zweier sportlicher Kräfte. Es war ein körperliches und geistiges Ringen zwischen Mann und Weib. Es war ein Kampf um eine Entscheidung, die nicht ein sportliches Spiel allein, die ein persönliches, ihr persönliches Schicksal bedeutete.

In Minuten hatte sich unter den gewohnheitsmäßigen Bummelern des Grünwaldplatzes, unter Freunden und Meistern des Sports beiderlei Geschlechts das Vorsichgehen einer unerwarteten Sensation herumgesprochen. Beim zweiten Spielplatz waren die Holztribünen des Turnierplatzes so eng mit gespannt sitzenden Zuschauern gefüllt, als wäre ein außerordentliches Meisterturnier lange angekündigt und fände nicht ein fast unsportliches, zufälliges Treffen zwischen einem Spieler und einer Spielerin statt.

Wendelin fühlte sich in der Rolle eines Jägers, der ein gefährliches Wild der Tropen gegenüber hatte. Etwas Raubtierartiges war auch in dem verschlagenen Spiel Bessie Hills. Alle Kniffe ihrer Kunst wandte sie an, um den Gegner aus seiner scheinbar unbezwinglichen Ruhe und Sicherheit zu bringen. Je weniger es ihr gelang, desto größer wurde ihre Erbitterung gegen den Mann jenseits des Netzes.

Mit dem zweiten Satz zwang Wendelin Miß Hill zum zweitenmale nieder. Keiner, der unter der Schar der Zuschauer und Zuschauerinnen darin einen unrühmlichen Erfolg eines Mannes gegen eine Frau gesehen hätte. Man wußte schon, daß hier eine internationale Tennigröße, daß die amerikanische Meisterin Bessie Hill eine Trainingspartie spielte, die dem größten Titellkampf an Härte und Kraftaufbietung gleichkam.

Beim Wechsel zum dritten Satz konnte Wendelin einen triumphierenden Blick auf die Amerikanerin nicht unter-

brücken, die mit ihren langen Schritten, ohne aufzusehen, an ihm vorüberging.

Plötzlich empfand Wendelin eine unerwartete Gefahr. Eine lähmende Müdigkeit, nicht durch die Sonnenglut, nicht durch die Erregungsreaktion, nicht durch die ungewöhnliche Anstrengung hervorgerufen, befiel seine Muskeln wie Blei. Er kannte die Ursache nicht. Um so beunruhigter war er.

Bessie Hill fühlte frohlockend das Nachlassen des Gegners. Sie kannte die Ursache, jene ihr eigene Suggestivität, die sie in glücklichen Momenten des Höhepunktes eines Kampfes auszustrahlen vermochte und die ihr schon manchen Triumph über eine starke Gegnerin gebracht hatte. Es war jene seltsame Kraft, die auch dem Raubtierblick eigen ist, der sein Opfer allein mit dem Auge festbannt. Es war die natürliche hypnotische Fähigkeit, die menschliche und tierische Körperseelen bisweilen besitzen.

Wendelin wehrte sich mit seiner ganzen Willenskraft gegen den seltsamen Bann, in dem ihn die Gegnerin, die Feindin, hielt. Er versuchte durch schärfste Konzentration, durch strikteste Technik sich abzulenken, den Zwang, den er als unsportliche Selbsttäuschung empfand, abzuschütteln.

Die Kommandos des Anführers Mac Grey klangen ihm halb verständlich wie aus weiter Ferne.

Er spielt automatisch und verlor. Verlor den dritten, den vierten Satz.

Neur seelisch, als körperlich erschöpft, trat er nach kurzer Pause zur fünften Runde, zum Entscheidungssatz, an.

Mit einem Male beschäftigte sich sein Bewußtsein mit dem alten Warneberg. Er bot ihm mit seinem trodnen Lächeln eine von den schwarzen Brasiliensigarren an. Schon der Gedanke machte ihm stechenden Kopfschmerz. Er hob ablehnend die Hand und sah jetzt die alte Kathrein vor sich, die ihm fragend einen Bilderrahmen ohne Bild hinhielt. Er grübelte beim Anblick des leeren Rahmens, bis sich in ihm ein Backfischkopf formte und ihn aus großen Märchaugen anstarrte.

Wütend riß er sich zusammen. Im Augenblick fühlte er den hypnotischen Zwang durchbrochen. In völliger Sportkonzentration lebte er nur im Endkampf gegen Bessie Hill. Der Sieg über sie allein schien ihm begehrenswert, schien ihm unnehmbar.

Hieb und Hieb, Schlag und Gegenschlag. Die Amerikanerin zappelte vom Netz zur Grundlinie, von der linken zur rechten Seite, von Wendelins Bällen geheßt, wohin er wollte.

„Satz und Spiel für Mr. Rast!“ entschied die quackende Stimme des Professors.

Ein Applaus für den Sieger, ein gleichstarkes Klatschen für die Unterlegene klang von den Holztribünen. Die Diskussion der Sportferer und Fachleute setzte ein.

Die Ballungen, hin und her getrieben während einer geschlagenen Stunde, sperrten noch erschöpft und verwundert die Mäuler auf.

Bessie Hill ging strahlend auf Wendelin zu. Sie schüttelte ihm die Hände, als habe sie einen Sieg, das schönste Erlebnis ihrer Sportlaufbahn, genossen.

„Tausend Dank!“ lachte sie beglückt. Beglückt nicht minder ihr Besieger. Das schönste war, daß Bessie Hill

ihn nie zuvor so angesehen hatte, wie jetzt. Schöner beinahe noch, daß sie den Schmetterlingsprofessor keines Blickes würdigte, bei dem sich Wendelin jetzt formell für die Uebernahme des Richteramtes bedankte.

„Auf Wiedersehen, lieber Mr. Raft, heute abend beim Dancing im Hotel!“

„Oder sind Sie müde?“ setzte sie lachend hinzu.

„Aber nicht die Spur“, spottete er. „Auf Wiedersehen!“

Der trotz sinkender Sonne kleiner gewordene Schatten Mac Greys tritt hinter ihr her zum Auto.

Drei Stunden später diktierte der mit einem Abendanzug angetane Schatten dem Chefkellner des Hotelrestaurants mit erhobener Stimme das Programm des Abendessens.

„Kaviar im Eisblod.“

„Sehr wohl, Herr Professor.“

„Schneepfencrème“, befahl Mac Grey.

„Sehr wohl, Herr Professor.“

„Forellenblau mit frischer Butter und gefrorener Schlagjähne.“

Brüsseler Boullarden getrüffelt.

Marktgefüllte Artischockenböden.

Früchlingsrücken auf normannische Art.

Hammelrücken mit Champignons.

Pfirsich à la ...“

„Galt, Herr Professor,“ lachte unternehmend Bessie Hill, die am Arme Wendelins an den Tisch trat. „Wer soll das alles essen, wenn das so weiter geht?“

„Wenn Sie nicht Hunger haben, Miß Hill,“ entgegnete Mac Grey, indem er sich zur Begrüßung erhob. „Ich habe schon vom Zusehen einen Vorenhunger bekommen!“

Er wies auf die beiden freien Plätze des von ihm bewachten Tisches. Einer hätte auch genügt, reflektierte er.

Er ließ sich nicht aufhalten, bis er den Speisezettel nach seinen Instruktionen fertiggestellt hatte.

An Appetit fehlte es nicht, und selbst Wendelin strafte das Sprichwort Lügen, daß die Liebe dem Menschen die Eklust verschlägt.

Nur der Gedanke, daß er sich von dem alten Warneberg hatte einfangen lassen und schon morgen vormittag Berlin und damit die Amerikanerin verlassen mußte, versalzte ihm ein wenig das wirklich raffinierte Mahl.

Auch die Tatsache, daß der Mann der Kaiser und Schmetterlinge nach seiner Erschütterung über den zweifellosen Erfolg seines Nebenbuhlers am Nachmittag unter dem Einfluß der Weine und der Abendstimmung wieder auftaute und mit unverkämter Uebergehung seiner Person sich ausschließlich der schönen Tafelgenossin widmete, umdüsterte etwas seinen Sinn.

„Wann denken Sie Ihre botanischen Studien in Deutschland aufzunehmen?“ fragte er nicht ohne Absicht den Professor.

„O, Berlin ist eine sehr schöne Stadt. Ich will sie noch einige Tage studieren, Mr. Raft.“

Er will „sie“ studieren, erriet Wendelin ärgerlich.

Mit einem Paukewirbel unterbrach nach eben aufgehobener Tafel die Jazzband die Unterhaltung. Tische wurden gerückt, ein erstes Paar, seiner Kunst bewußt, folgte den Rhythmen der amerikanischen Melodie.

Mac Grey erhob sich fast gleichzeitig und bot Bessie Hill auffordernd den Arm.

Tanzen kann der verwünschte Rüsselkäfer auch, sagte sich Wendelin empört.

In der Tat, für einen Zoologiegelehrten beherrschte der Professor die Künste moderner Tanzfiguren mit erstaunlicher Meisterschaft. Hier war er nicht Schiedsrichter, stellte Wendelin fest, als er sah, wie sich die Amerikanerin von der Führung ihres Landsmannes immer mehr beherrschen ließ. Hier gibt es einen zweiten, vielleicht gefährlicheren, heißeren Wettkampf als auf dem glühenden Boden des Turnierplatzes.

Der nächste Tanz gehörte Wendelin. Er fühlte die durch den Sport zur Vollkommenheit durchtrainierte Linie und Bewegung des Körpers seiner Partnerin. Eine ähnliche, süß einullende Suggestionskraft ging auch beim Tanz wie schon beim sportlichen Spiel des Nachmittags von Bessie Hill auf ihn aus. Vielleicht war sie noch persönlicher.

(Fortsetzung folgt.)

## Klage um einen geliebten Menschen!

(Zum Tag der Toten.)

Von Alfred Polgar.

Ein Meister der feinsten Feder, ein Seelenbildner wie selten einer, das ist Alfred Polgar. Sein loben im Verlag Ernst Rowohlt erschienenen Buch „Ich bin Zeuge“ wird ihm neue Freunde gewinnen helfen, und wird die Freundschaft der alten befestigen. Eins der schönsten Stücke aus diesem Buch ist die „Klage um einen geliebten Menschen“, die gerade in diesen Tagen, da wir der Toten gedenken, uns nahegeht und eine empfängnisbereite Stimmung trifft.

„Nun kann ich dir gar nichts Gutes oder Schlechtes mehr tun, lieber Mensch! Tausend Fäden, zwischen uns gespannt, so viele zarte und heimliche darunter, hängen, plötzlich gerissen, ins Leere. Und jeder schmerzt wie ein bloßgelegter Nerv. Die Geheimsprache, keine in Worte oder Schriftzeichen zu fassende, die wir redeten, schwiegen, zueinander dachten, weiß nun ich allein. Niemand mehr versteht sie, für niemand mehr hat sie Sinn und Geltung. Mein Herz würgt an ihr, die es in sich verschließen muß für immer.“

Dein Böses, deine Fehler und Schwächen, ach, viele hattest du, arme Freundin!, sie sind vergangen wie ein Spuk, der dich quälte und uns täuschte. Die Flecken in deinem Bilde ... ein paar Tränen genügten, sie wegzuwaschen. Alles Trübe, das dich unsichtbar machte, ist wolkengleich aufgestiegen und in Nichts zerfloßen. Klar, schmerzhaft sein und hell klingt nun die Stimme, als welche du eingeflochten warst in diese furchtbare, klägliche, süße Musik: Leben. Nun bist du, wie du wohl immer warst und doch nie warst in scheinbarer Wirklichkeit. Gelöst aus jeder Bindung und Verwandlung, ihm von der Fällschemie des Daseins angetan, erscheint dein Menschenwert, dein süßer Kern, das, was Gefühl anzog und festhielt so viele Jahre, so viel Schicksal, Zwist und Ärgeris und Mißverständen hindurch! Das Liebe deines Wesens, dein Gutsein und Gutseinwollen, deine treue, niemals müde, immer bereite Sorge um die, die einmal deines Herzens Gast gewesen, deine blittrach erlassende Klugheit, dein Wit und erfinderischer Übermut, deine ungemessene Freude an Haus und Heim, dein nie beruhigter Wunsch; denen, die du Freunde nanntest, Freundschaft zu erweisen, dein immerwährendes Suchen nach der würdigen Aufgabe, nach etwas, das dein Fleiß und Bemühen, das Geschick deiner wunderschönen, wirkensfrohen Hände schaffen, gestalten, vorwärtsbringen könnten, deine Leidenschaft, zu lernen und zu wissen, die Phantasie und der Geschmack, mit denen du, nie befriedigt, Verschönerung der kleinen Welt, die um dich durch dich war, erstrebtest, deine Lust an Begeisterung und Fähigkeit zur Schwärmerie, deine Naturliebe, die grenzenlose Zärtlichkeit für deine Hunde, in der ein ungestilltes Verlangen, zu betreuen und zu pflegen, sich sättigte, der Kummer, den du heimlich in dir trugst um das oft so ziellose Kräftepiel deines Gemüts und Geistes, um den Leerlauf der unruhigen, liebestätigen Seele, die Not deines Herzens (wenn es rief und keine Antwort kam), in vieler Einsamkeit mit vielen Tränen begossen, und dann wieder, streifte dich auch nur ein Hauch von Wärme, deine goldene Heiterkeit, dein Lachen, das wie eine Sturzwehle kindlicher Lebensfreude dir aus Mund und Augen sprang! Nie sah ich dich so deutlich, wie ich dich jetzt sehe, dich sehen konnte, stünde nicht vor dem Bild, ihn nicht eine Sekunde freigehend, die Ewigkeit der letzten Stunden, dein trodenes Weinen, die Marterpur, eingeküht in das süße, schmale Gesicht, und wie dein Licht, so arm, so hilflos, so ohnmächtig wöhlend!, sich wehrte gegen die Finsternis, und wie die Stille sich schloß über dir.

Du bist fort, „hast eine Lücke hinterlassen“, wie man sagt, um der Eitelkeit der Toten zu schmelzen. Doch es trifft zu. Etwas ist undicht geworden in der Seele, die der deinen verbunden war. Was in sie einströmt — ach, Aug' und Ohr schluden immerzu Welt, gewohnheitsmäßig, automatisch — fließt unaufgenommen wieder aus. Den du liebtest, dessen Licht ist um einen Widerschein, dessen Herzschlag um ein Echo ärmer geworden. Der um dich trauernd, fühlt dich ganz fern, fühlt dich ganz nahe: das ist ihm ein gar nicht zu fassender Widerspruch, so unheimlich, als wäre er sehenden Auges blind. Und das törichte Verlangen quält ihn, der Toten zu geben, was doch nur für die Lebende Gabe wäre, sie, die Bekreite, noch einzuspinnen in seines Herzeins lächerliches Gewebe.

Wohin nun mit aller Güte für dich? Sie ist wert- und sinnlos geworden, und ist doch da, und brennt nach unten.

Die Welt geht nicht unter, wenn einer stirbt. Doch, eine

Welt geht unter, eine ganze Welt, mit Licht und Finsternis, Frost und Wärme und unendlicher Vielfalt des Lebendigen, eine Welt, die ihre Rolle hatte im himmlisch-irdischen Spiel und eine Stimme in der Harmonie der Sphären."

## Auch der Tod ist Leben!

Aus dem Nachlaß von Otto Ernst.

Es ist ein schöner und sinnreicher Brauch, daß man den Tod nicht nur in düstere Farben kleidet, sondern ihn auch mit frischgrünendem Laub und mit leuchtenden, duftenden Blumen bekränzt. Der Hingang eines geliebten Menschen ist ein schwerer, bitterer Abschied, daran gemahnen uns die dunklen Farben, und Laub und Blumen wollen es nicht verschleiern und können es nicht. Etwas anderes wollen sie uns sagen. Ist auch das Sterben ein Abschied, so ist es doch kein Ende, kein Aufhören. Es ist nur ein Aufhören einer Form, nicht ein Aufhören des ewigen Stoffes, nicht ein Aufhören der Idee, die der entseelte Stoff verkörpern half. Auch der Tod ist Leben, er ist nur eine andere Form des Lebens. Wir können nicht hinaus aus dieser Welt, das Universum läßt uns nicht los; und wenn wir tausend Tode sterben, in anderen Formen und Gestalten kehren wir immer wieder zurück in diesen unendlich wunderbaren, herrlich-erhabenen Kreislauf des Seins und Geschehens, den wir „die Welt“ nennen. Der Staub unseres zerfallenden Leibes kehrt wieder in grünenden Bäumen, in leuchtenden Blumen, in singenden Vögeln, in denkenden, vorwärts lehrenden und strebenden Menschen. Auch diese Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke. Wenn wir ihn ganz in unsere Brust fassen wollen, wenn wir uns recht mit einem tiefen, starken, warmen Trost gegen den Stachel des Todes wehren wollen, dann müssen wir, wie Faust, die ganze Reihe der Lebendigen als unsere „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“ empfinden, müssen von unserem kleinen, vergänglichem Ich absehen und die ganze große Welt als einen einzigen Verein, als eine einzige Familie, als eine einzige Interessengemeinschaft aller Leidenden, aller sich Freuenden, aller Hilfsbereiten und aller zum Lichte, zum Glück der Vollkommenheit Strebenden begreifen. Dann wird die weite Welt ein wohlndes Haus und ein Heim für alle, auch für sie, die wir die Toten nennen. Und gewiß: er, der diese Welt gewollt hat und will, wir mögen ihn nennen, wie wir wollen:

Mit heißen Tränen himmlischen Erbarmens  
Empfängt er den verlorenen Staub zurück.  
Fortströmen läßt er ihn von neuem dann  
Ins All und — um unsäglich Leid zu lohnen —  
Läßt er mit junger Kraft utage keimen,  
Was hier erlöst in Todesnacht versank,  
Läßt er, was hier verdorrt am Zweige hing,  
Den Morgentau des Paradieses trinken!"

## Kinderbegräbnis.

Von Richard Nieh.

Einmal kommt die kleine Marion ganz ernst aus der Schule, und sie läßt das Köpferl hängen, schwer und traurig. Ihre Eltern fragen sie, aber die Antworten kommen mühsam, als müßen sie sich innen irgendwo erst losreißen. „Schlechte Noten?“ Sie schüttelt den Kopf. „Strafarbeiten?“ Aber nein doch! „Das Fräulein Lehrer hat dich gewiß sehr geschimpft?“

Da mag die kleine Marion plötzlich erstaunt erkannt haben, wie mißtrauisch doch die Menschen im Verkehr miteinander sind. Wenn sogar ihre Eltern den Grund für ihres Kindes Traurigkeit nur in ihm selber, in irgend einer Schuld suchen! Es krampft sich etwas in ihr, der Ernst in dem kleinen Gesichtl wird Schmerz, und endlich gebiert das Weh, das sie drückt, ein Schluchzen, das schließlich in Tränen dahinfließt. Und wie die Mutter, aufs qualende bestürzt, ihr Kind nun trösten will, da empfindet sie Abwehr der Kinderseele, die vielleicht unterbewußt etwas von der Einsamkeit des Schmerzes ahnt.

Marion schweigt eine Zeitlang. Dann kommt's, stotternd: „s ja wegen 'n Holzinger Mariele.“

„Holzinger Mariele?“ Die Mutter hört diesen Namen zum erstenmal.

„Die, wo im vorigen Jahre in der ersten Klass' raus' gehabt hat. Weißt's denn nimmer?“

Nein, die Mutter weiß es nicht. Da aber kommt ein neuer Tränenstrom. Und auf diesem Schwimmen ein paar Worte, tieftraurige Worte: „Gestern is a'storben, das Mariele. Weil's krank war. Vom Blinddarm her. Und morgen wird's begraben.“ Der Tod in der zweiten Schul-

klasse. Auf zwanzig Bänken sitzen achttährige Kinder. vorne, gestern noch das schwarze Holzinger Mariele, mit zarten Händen hält es Buch und Griffel. Und auf einmal ist es verschwunden, auf Nimmerwiederkehr, und seinen Platz hat der Tod eingenommen. Der Tod. Wer ist der Tod? Ist er ein Kind, das die lateinischen Buchstaben lernen soll und den kleinen Katechismus? Marion kennt ihn nicht. Und auf einmal muß sie seine Gegenwart fühlen. Fürchtbar ist er, dieser neue Schulkamerad. Noch schlimmer als ein Lausbub, der den kleinen Mädeln hinterrücks Schneeballen und Steine nachwirft. Er hat sich hinter das Holzinger Mariele geschlichen, und es mit seinem Knochenbein geschlagen. Nun liegt es da, das Mariele, wächsern bleich und ganz, ganz schmal. Und morgen wird es bestattet werden.

Am anderen Morgen ist Marion von erregter Geschäftigkeit. Ihre Empfindsamkeit hat ein wenig nachgelassen. Die Erwartung des neuen Erlebnisses „Begräbnis“ erfüllt sie ganz. Sie darf ein dunkles Kleid anziehen und ein Blumensträußlein in die Hand nehmen. Das ist schon gekauft und wird immer wieder begossen, und aus dem Glase genommen. „Meinst, daß das Mariele sich freu'n wird, wenn's vom Himmel herniederschaut und mein Sträußel sieht? — Ob's schon jetzt a richtiges Engerl ist, oder ob's noch warten muß, bis sein Flügelkleid fertig ist?“ — „Sie muß das himmlische Kleiderl doch natürlich erst amal ausprobier'n?“

Und dann bewegt sich der Zug der Kinder durch die Straße, die zum Friedhof führt. Sie schwähen nur selten und schauen ernst drein, und denken an das Liedl, das sie singen werden. Und wenn ihnen das tote Mariele in den Sinn kommt, dann sind sie gar nimmer so traurig wie gestern, als der leere Platz ihrer Kameradin ihnen eine schmerzliche Mahnung war. Heute ist der Tod der sanfte Geleiter in jenes himmlische Jenseits, in dem ihr lieber, hold, glücklicher Glaube nur Jubel und eitel Heiterkeit ahnt, im Kreise seliger Englein, mit denen der liebe Gott eine nie endende Spielstunde hält.

Raunisch ist der Herbsthimmel, der über dem Friedhof liegt. Aus bewegter Wollenlandschaft schauen blaue Augen. Dann treibt der Wind das Grau beiseite, und ein azurnes Meer wird sichtbar, mit krausen Küstenlinien. Durch die Bäume aber geht ein Raunen und Rauschen, als wollten Äste den Ästen traurige Kunde sagen: Da steht der Trauerzug, wie ein Döferzug ist's. Erstlinge des Menschenfrühlings werden der Erde dargebracht.

Der Vater selber, dem das ungewohnte schwarze Feiertagsgewand schiefliegt, trägt auf Händen, die von den harten Mähen rauher Arbeitsjahrzehnte künden, den kleinen Sarg. Sein Antlitz ist starr. Wie er seine Last nun niedersetzt und die Totengräber sich des Sarges annehmen, wachsen zwei Tränen aus seinen Augen und sie rinnen über das gefurchte Gesicht, in zwei Kanälen, die das Leben hier hineingegraben. Nur beugt er sich auch zu der schluchzenden Frau, die neben ihn getreten ist, und seine groben, roten Hände wollen trösten: „Unser Mariele, unser liabs . . .“

Da setzt der Chor der Kinder ein:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,  
Daß man vom Liebsten, was man hat,  
Muß scheiden . . .“

Das Fräulein Lehrer nickt den Takt. Die dreißig dünnen Jungmädchenstimmen verbinden sich wie dünne Fäden, gemeinsam ineinander geflochten, ein starkes Seil schaffend. Und es ist, als spanne das Lied, das empordringt, die Gräber-Jenseits, in das die arme kleine Tote nun eingehen soll . . .

Wieder geht der Wind, leis, durch die Äste der Bäume am Wege. Er spielt auf dem Gezweige wie auf einer Geige. Weiche Moll-Töne. Auch die Natur trauert, wenn Jugend stirbt — wider die Natur.

Der Sang der Kinder ist verstummt. Mit großen Augen nimmt der Chor der Klasse das ihm fremde Bild dieser Trauerfeier auf. Kinder vermögen den Tod nicht zu erfassen. Aber wie nun alles schweigt und nur das Schluchzen der Eltern und Tanten hörbar wird, da beginnen auch die Kinder zu weinen, bezwungen von den Tränen der anderen . . .

Nun spricht der Priester, Worte als Begleitung für das kleine Seelchen, um dessen noch offenes Grab die Schatten Längsterblicherer schweben, es emporzugeleiten in den Kinderhimmel der Unschuld. Hier stehen die Engel schon bereit, mit schönem Spielzeug, den kleinen Kameraden zu erwarten. Steht nicht auch in ihren Gesichtern das Leid des Mitleidens? Wissen sie, daß voller Süße das Menschenleben ist, wert ausgelebt zu werden, trotz aller Last und Schwere? Nun weinen sie, die guten Englein, und ihre Tränen rinnen auf die Erde hinab, durch den dunklen Volkenvorhang hindurch, der ihr den Himmel jetzt verbirgt . . .



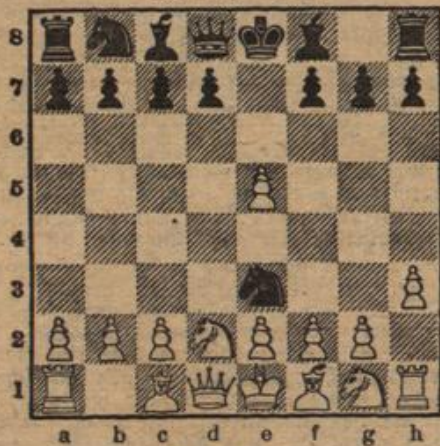
## Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

Zwei Endstellungen kurzer Partien aus dem Turnier um die französische Meisterschaft.

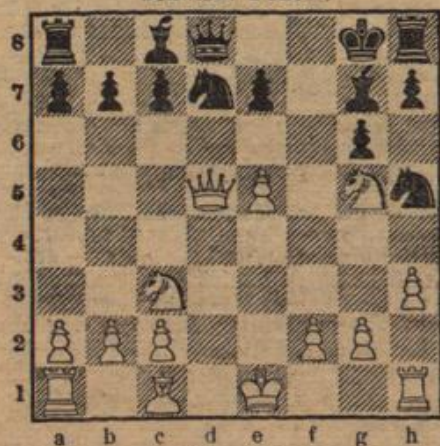
Schwarz: Y. Z.



Weiß: X. X.

Gang der Partie: 1. d4-Sf6, 2. Sd2-e5, 3. dxc5-Sg4, 4. h3?-Se3, aufgegeben.

Schwarz: Policer.



Weiß: Chéron.

Gang der Partie: 1. d4-g6, 2. e4-Lg7, 3. Sf3-d6, 4. Sc3-Sd7, 5. Le4-Sf6, 6. e5-dxc5, 7. dxc5-Sh5, 8. Lxf7+-Kxf7, 9. Sg5+-Kg8, 10. Dd5+, aufgegeben

Partie Nr. 417. Abgelehntes Damengambit, gespielt als 2. Partie des Weltmeisterkampfes in Buenos-Aires. Weiß: Aljechin, Schwarz: Capablanca.

1. d4-Sf6, 2. c4-e6, 3. Sc3-d5, 4. Lg5-e7, 5. e3-0-0, 6. Sf3-Sd7, 7. Tc1-c6, 8. Dc2-a6, 9. cxd5-Sxd5, 10. Lxe7-Dxe7, 11. Le2-Tf8, 12. 0-0-Sxc3, 13. Dxc3-e5, 14. Td1-exd4, 15. Sxd4-Sf6, 16. Lf3-Lg4, 17. Lxg4-Sxg4, 18. Sf5-Df6, 19. Dxf6-Sxf6, Remis gegeben.

Elniges aus der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Deutschen Schachbundes (1877-1927).

An die Spitze der Geschichte des Deutschen Schachbundes gehört der Name: Adolf Anderssen; der Name des Mannes, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das bewundernswürdigste, strahlendste Gestirn am deutschen Schachhimmel war. — Der Berliner Schachgesellschaft gebührt das Verdienst, den Grund gelegt zu haben, worauf der Deutsche Schachbund errichtet werden konnte. — Aus der Mitte geistig bevorzugter Schachkenner zu Berlin geht um das Jahr 1843 das epochemachende „Handbuch des Schach-

spiels“ von Bilguer und v. d. Lasa hervor. — Zur gleichen Zeit erscheint zum erstenmale in Deutschland eine Schachspalte und zwar in der Leipziger Illustrierten Zeitung. — Im Jahre 1846 wird in Berlin die heute noch erscheinende „Deutsche Schachzeitung“ gegründet. — Bei Gelegenheit einer Jubelfeier zu Ehren Anderssens wird am 18. Juli 1877 in Leipzig der Deutsche Schachbund gegründet, dessen Zweck darin besteht, das Schachspiel in Deutschland zur höchsten Blüte zu bringen, die Blüten zu entfalten und den Stock zu pflegen, damit immer neue Knospen und Triebe hervorschießen. — Geh. Hofrat Dr. Gottschall eröffnet am 13. Juli 1879 in Leipzig den ersten Kongreß des Deutschen Schachbundes. — Unter starker Beteiligung, auch des Auslandes, gewinnt Dr. Tarrasch als erster Deutscher den Hauptpreis im Breslauer Meisterturnier von 1889. Im Hauptturnier erringt der junge Mathematikstudent Emanuel Lasker die Meisterwürde. — Auf dem Nürnberg Kongreß von 1906 wird ein Versuch gemacht mit Schachuhren ohne Zeitbeschränkung zu spielen. Nur bei größerer Zeitüberschreitung soll für jede Minute Mk. 1.— gezahlt werden. Diese Bestimmung erweist sich als undurchführbar, da die Geldstrafen nicht beizutreiben sind. — Im August 1915 streicht der City of London Chess-Club den Herzog Carl Eduard von Coburg-Gotha und die beiden Schachmeister Dr. Lasker und Dr. Tarrasch aus der Liste seiner Ehrenmitglieder. — Auf dem Düsseldorf Kongreß von 1908 kommt das Eigentumsrecht an gespielten Partien zur Sprache. Nach dem Gutachten angesehenen Juristen besteht dasselbe zu recht, wenn es in geeigneter Weise verkündet worden ist. Während dieses Kongresses findet auch ein Turnier um die Weltmeisterschaft zwischen Dr. Lasker und Dr. Tarrasch statt, wobei der erstere Sieger bleibt. — In der denkwürdigen Zeit des Jahres 1923 weiß der Vorstand sich nicht anders zu helfen, als daß er den Bundesbeitrag auf den Wert einer Freimarke — also 10 Pf. — festsetzt. Aber selbst dieser lächerlich geringe Betrag wird nicht überall bezahlt. — Im vorigen Jahre tritt auch der Deutsche Schachbund dem Weltschachbund bei.



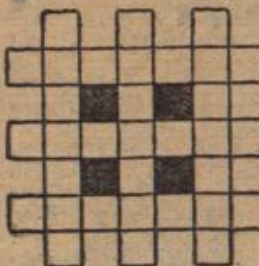
## Rätsel



Bilderrätsel.



Gitterrätsel.



Ordne die Buchstaben: a, a, a, a, a, a, e, e, e, g, h, i, l, l, m, m, n, o, o, r, r, r, r, s, s, s, t, t, t, t, t, t, w, derar, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

Wagerecht: 1. Marinesoldat, 2. Palast in Rom, 3. biblische Männergestalt.

Senkrecht: 1. Stadt in Rußland, 2. griechische Göttin, 3. alt-semitische Göttin.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbölgge veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 265.

Bilderrätsel: Landgraf werde hart. — Sprichworträtsel: Jeder ist sich selbst der Nächste. — Scherzrätsel: Scheibe.

Richtige Lösungen sandten ein: Liesel u. Emily Dormann, Luise Habne, Erika Müller und Liesel Reisdorf aus Wiesbaden; Allu Ochs aus Erbenheim; Otto Präckel aus Hahn i. T.; Liesel Erhardt aus Mainz.